

Weiter die Straße hinauf stehen zwei jüngere Frauen vor einem Tabakladen. Sie sind im Gespräch und merken nicht, wie er an ihnen vorbeiläuft.

Seine Gedanken kreisen weiter: Warum bekriegen wir einander unter dem Vorwand der Identität? Jede stiftende Idee, sei es Religion oder Ideologie, sieht sich im Recht und schließt den anderen aus. Bis es am Ende keine Möglichkeit mehr zum Dialog gibt, nur noch Krieg. Ist es unser Schicksal, ewig gegeneinander zu kämpfen?

Im Tierreich kämpfen die Geschöpfe ums Territorium. Der Löwe kämpft gegen seinen Nebenbuhler um die Gunst des Weibchens. Und wenn er siegt, vernichtet er den Nachwuchs seines Vorgängers, sichert das Leben der eigenen Nachkommen und sein Revier.

Ist die Existenz des Menschen auch diesen Gesetzen der Natur unterworfen? Welche Bedeutung hat dann eine Zivilisation? Spiegelt nicht unsere Geschichte den ständigen Kampf einer Menschengruppe gegen eine andere wider? Welche Rolle spielen dabei die Identitäten? Und was hat das alles mit ihm zu tun? Er will doch nur glücklich sein. Warum jedoch verliert er sich so oft in großen Gedanken über die Menschheit?

Warum stellt er immer die Frage nach seinem wahren Ich und vertraut nicht seinen Sehnsüchten, seinen Träumen und folgt nicht seinem Herzen?

Zwei Kinder mit Ranzen überholen ihn. Am Eingang der Schule scharft sich ein buntes Gemisch von Kindern. Ein Wirrwarr von Stimmen und Gelächter verbreitet sich. Beim Anblick der Kinder schöpft er Hoffnung.

Gott, warum hast du so eine beschissene Welt erschaffen!



Es war ein schöner Sommertag, als ich gegen Mittag am Eingang zur Mensa Cemal sah. Ich ging auf ihn zu und begrüßte ihn: „Hey, Mann, schön dich zu sehen. Wie geht es dir, Alter?“ Ich war wirklich froh, meinen Freund zu treffen. Wir hatten in der Vergangenheit im Rahmen von interreligiösen Treffen zusammengearbeitet. Seit einiger Zeit hatten wir uns aus den Augen verloren. Ich studierte noch im 5. Semester an der Theologischen Fakultät der Universität. Cemal sah mich missmutig an. Er sah deprimiert aus.

„Was ist los, Bruder?“, fragte ich ihn besorgt, denn er war schließlich mein Freund.

„Ach“, winkte er mit der Hand resigniert ab und wandte seinen Blick zur Seite, „du wirst mich sowieso nicht verstehen.“

„Wieso?“, entgegnete ich überrascht.

„Na ja“, zuckte er mit der Schulter.

Ich gab aber nicht nach und fragte weiter, was denn mit ihm passiert sei.

Er wiederholte nur müde: „Du wirst das nicht verstehen, Mann.“

„Versuch's doch“, ließ ich nicht locker.

„Weißt du“, sagte er schließlich, „ich bin Türke.“
„Ja, natürlich weiß ich das. Hat dich jemand angepöbelt?“, fragte ich empört.

„Nein“, sagte er und schaute mich überrascht an: „Aber manchmal weiß ich nicht, wohin ich gehöre, wer ich bin. Ich bin zwar in Deutschland geboren, aber eigentlich bin ich Türke. Ich fühle mich aber hier wie dort fremd ... verstehst du?“

Er verstummte, und es folgte eine kleine Pause. Danach sagte er flau: „Ach ... Ich bin ein Opfer der Umstände.“

Ich blieb einen Moment sprachlos, aber um meine Solidarität mit ihm zu zeigen, sagte ich: „Ich verstehe dich, Bruder, aber sieh mal auch die positive Seite ...“

Er ließ mich nicht ausreden: „Ja, ja, alle sagen, dass ich das Beste aus den beiden Kulturen machen soll. Tue ich auch, trotzdem ist es für mich nicht einfach, zwischen den Welten zu leben. Der Mensch braucht im Leben Festigkeit. Es ist wichtig, eine klare Identität zu haben, die dir eine Zugehörigkeit vermittelt. Oft fühle ich mich nirgendwo zu Hause.“

Sein Gesicht drückte Zerrissenheit aus. Es tat mir leid, ihn so verzweifelt zu erleben. Ich wollte ihn aufmuntern und ein paar zuversichtliche Worte sagen, aber er musste weg, und so verabschiedeten wir uns.

Schließlich betrat ich das Mensagebäude. Ich holte mir auf dem Tablett vom Buffet etwas zu Essen, bezahlte an der Kasse und suchte mir einen freien Platz.

Während ich um mich schaute, entdeckten meine Blicke Sylvia. Sie saß an einem der Tische. Ich eilte zu ihr und rief begeistert: „Mensch, Sylvia, du siehst toll aus. Wie geht es sooo?“

Ich setzte mich ihr gegenüber an den Tisch.

„Na ja ...“, sagte sie und senkte den Blick, „mir geht's beschissen!“

„Warum? Was hast du?“, fragte ich ziemlich überrascht. „Komm schon, du siehst wunderschön aus und bist eine sehr begabte Sängerin.“

„Eben, eben ...“, stotterte sie und war den Tränen nah.

„Was meinst du mit *eben*?“, fragte ich verwundert.

„Was nützt mir das alles?“, flüsterte sie traurig und rührte mit dem Löffel gedankenverloren in der Suppe.

Ich muss zugeben, dass ich Sylvias Problem nicht verstand und fragte behutsam: „Warum bist du so niedergeschlagen? Ist etwas passiert? Hat dich jemand beleidigt?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Es ist aber so“, sagte sie schließlich, „dass alle großen Sängerinnen aus armen Familien stammten oder Probleme hatten. Sie litten und spürten Schmerz. Ich aber hatte eine wohlbehütete Kindheit und habe keinen einzigen Tag gelitten. Meine Eltern liebten mich. Und meine Wünsche wurden immer erfüllt.“

Sie schloss ratlos: „Wie soll ich eine echte Künstlerin werden, wenn ich so glücklich bin?“

Silvias Klagen hörten sich für mich seltsam an. Denn ich konnte nicht begreifen, wie jemand am eigenen Glück unglücklich sein konnte.

„Moment mal, Silvia. Es gibt Sängerinnen, die glücklich sind“, versuchte ich sie aufzumuntern.

„Wer?“, fragte sie und warf mir einen feindseligen Blick zu.

„Zum Beispiel Veronica ...“

Aber ich hatte keine Chance, Silvia unterbrach mich vehement: „Die macht doch nur Schlagermusik!“

Sie schaute mich eindringlich an: „Tina Turner, Aretha Franklin, Amy Winehouse, Janis Joplin. Alle großen Sängerinnen haben gelitten, Drogen genommen. Ein Scheißleben geführt! Ach, ich bin so verzweifelt!“, rief sie entmutigt aus.

Ich gab nicht auf und konterte: „Du hast doch eine schöne Stimme!“

„Du verstehst mich nicht!“, jammerte sie. „Ich habe keine Präsenz. Mir fehlen die schmerzlichen Erfahrungen der großen Interpreten. Ich wurde verwöhnt und bin zu glücklich, um eine große Sängerin zu werden.“

Ich versuchte, sie zur Vernunft zu bringen, aber sie ließ sich nicht umstimmen und bekundete: „Ich bin ein Opfer der Wohlstandsgesellschaft!“

Plötzlich stellte sich ein gut gebauter Mann an unseren Tisch. Seine Arme waren tätowiert. Er musterte Sylvia von oben herab.

Sie begrüßte ihn mit eingeschüchterter Stimme: „Hallo Schatz“, griff eilig nach ihrer Tasche, stand auf, und ohne sich von mir zu verabschieden, folgte sie dem Mann zum Ausgang der Mensa.

Eine Weile blieb ich sitzen und dachte nach, wie Silvia am besten zu helfen wäre. Aber der Tag schritt weiter, und ich hatte noch einiges zu erledigen. So verließ ich die Kantine und ging in die Universitätsbibliothek.

Im Treppenhaus zum Lesesaal traf ich meinen alten Kumpel Hans. Ich freute mich, ihn zu sehen. Wir umarmten uns, und ich klopfte meinem Freund auf die Schulter: „Hallo Hans, mein Lieber. Alles im Lot?“

Er ließ seinen Kopf hängen: „Um ehrlich zu sein, mir geht es zur Zeit nicht so gut.“

Ich ertrug es nicht, meinen Freund so bedrückt zu sehen und lud ihn in das kleine Café der Bibliothek ein. Antriebslos folgte er mir.

Nachdem Hans sich mit einer heißen Tasse Kaffee beruhigt hatte, sagte er schließlich leise: „Weißt du, Jacko, ein Deutscher zu sein ist heutzutage sehr schwer.“

„Warum?“ fragte ich erstaunt. „Deutschland ist im Vergleich zu anderen Ländern ein Paradies. Soll ich dir erzählen, wie die Menschen am Mittelmeer leben, wo ich herkomme?“

Hans schüttelte den Kopf: „Darum geht es nicht. Wir Deutsche werden von der Geburt bis zum Tod von der dunklen Seite unserer Geschichte wie von einem Schatten verfolgt. Wir sind auf unsere Herkunft nicht stolz und leiden an niedrigem Selbstwertgefühl bis zur Selbstverleugnung. Wir sind Opfer der Geschichte.“

Während Hans redete, stand ein junger Mann mit Brille vom benachbarten Tisch auf und kam zu uns: „Entschuldigung, ich wollte euer Gespräch nicht belauschen, aber ich konnte nicht umhin, zu

hören, was ihr gesagt habt. Ich heiÙe Otto. Ich bin Österreicher.“

Er schaute zu Hans: „Ich will dich trösten. Die Österreicher sind ein grüblerisches Volk. Nicht umsonst stammen Freud und die Psychoanalyse aus Wien. Erotik und Psychologie sind die Quellen unserer Kultur. Wir sind Opfer der Begierde!“

Hans schenkte dem Fremden ein müdes Lächeln.

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich an jenem Tag so viele unglückliche Menschen getroffen hatte. Auch an den nachfolgenden Tagen stieß ich auf Leute, die mir von ihrem Opferdasein berichteten:

Ein alter Jude, der mir gegenüber im Zug saÙ, erzählte mir seine Lebensgeschichte und sagte zum Schluss: „Wir sind Opfer des Antisemitismus.“

Kurz nach dieser Begebenheit hörte ich bei einem Kongress von einem der Anwesenden die Klage, dass hauptsächlich die Europäer am Elend der Araber schuld wären. „Wir sind Opfer des Kolonialismus“, fasste der Mann seinen Bericht zusammen.

In einem Café setzte ich mich zu zwei südafrikanischen Studenten, die ich von der Uni kannte. Die beiden waren in ein Streitgespräch verwickelt. Der eine argumentierte, dass die Schwarzen Opfer des Rassismus wären. Sein Gesprächspartner, ein Weißer, erwiderte, dass die weißen Farmer von den Schwarzen bedroht würden. „Wir sind die wahren Opfer des Rassismus“, sagte er zu seinem Gegenüber und warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Langsam wurde mir bewusst, wie viele Menschen sich als Opfer erleben. Ich war ratlos, warum die Welt so ungerecht ist und vor allem, wieso Gott es zugelassen hat, dass es so weit kommen konnte.

Ich entschloss mich, gegen diese Missstände etwas zu unternehmen und Gott einen Besuch abzustatten, um mit ihm ein ernsthaftes Gespräch von Mann zu Gott zu führen. Nur wir beide unter vier Augen.

Da ich aus dem Heiligen Land komme, wusste ich Bescheid, wie man am besten ins Paradies gelangt und machte mich sofort auf den Weg dorthin.

Ich stand am Haupttor des Garten Eden. Ein Cherub mit einem Flammenschwert in den Händen versperrte mir den Eingang zum Paradies.

„Mensch, wohin willst du?“, fragte das Mischwesen mich mit einer tiefen bedrohlichen Stimme.

„Ich will zu Gott“, antwortete ich entschlossen.

„Willst du Gott einfach treffen oder handelt es sich um einen Geschäftsbesuch?“, fragte der Engel und blickte auf mich herab.

Mein Gott, warum ist alles so kompliziert?, dachte ich, aber sagte nur: „Es geht eher um eine geschäftliche Angelegenheit.“

„Hast du überhaupt einen Termin?“, ermittelte der Gartenbeschützer weiter und ließ seinen strengen Blick nicht von mir los.

„Nein“, sagte ich etwas irritiert und dachte mir: Wieso braucht man bei Gott einen Termin? Er ist doch überall und zu jeder Zeit anwesend.

Und als ob der Himmelsbote meinen inneren Monolog gehört hatte, antwortete er: „Wenn du keinen Termin hast, dann ist Sprechstunde für Geschäftsangelegenheiten nur am Mittwoch von 10 bis 12.30 Uhr.“

„Hören Sie“, sagte ich ziemlich genervt, „ich habe einen langen Weg gemacht bis hierher. Die Angelegenheit ist sehr wichtig, und ich werde bestimmt nicht bis Mittwoch warten. Ich bestehe darauf, Gott auf der Stelle zu sehen. Sagen Sie ihm, JACKO von der Theologischen Fakultät will ihn sprechen.“

Aber der Engel blieb stur, und die Flamme am Schwert verstärkte ihr Glühen. Auch ich blieb unachgiebig. Plötzlich donnerte eine Stimme in unserer Nähe. Ich zuckte zusammen.

„Was ist los?“, sprach die unheimliche Stimme.

„Herr!“, antwortete der Engel mit der süßesten Stimme, die ich je gehört hatte. „Hier ist ein Typ, der dich unbedingt sprechen will. Er hat aber keinen Termin. Heute ist Montag, und die nächste offizielle Sprechstunde wäre erst am Mittwoch.“

Obwohl ich den größten Respekt vor Gott habe, konnte ich nicht länger still bleiben und schob ungefragt ein paar Worte dazwischen: „Gott ... ich bin's ..., der Jacko von der Theologischen Fakultät. Ich muss dich dringend sprechen. Ich habe nämlich eine wichtige Angelegenheit, die viele Menschen auf der Erde betrifft.“

Es blieb eine Weile still um uns. Dann ertönte die gewaltige Stimme erneut: „Lass den Jungen herein!“ Der Engel öffnete das Tor und ließ mich mürrisch eintreten. Ich bedankte mich bei ihm und passierte die Schwelle zum Garten Eden.

Ein kleines Wesen tauchte plötzlich vor mir auf und führte mich wortlos einen Weg entlang. Um uns blühten die schönsten Bäume und die merkwürdigsten Pflanzen, die meine Augen je erblickt hatten.

Schließlich erreichten wir eine Pergola. Wir betraten den Laubengang und blieben im Abstand von einigen Metern vor einem abgenutzten Gartentisch stehen.

Hinter dem Tisch hatten sich drei Gestalten versammelt. In der Mitte saß ein kleingewachsener Mann mit wirren grauen Locken.

Sein Gesicht war rund wie das eines Babys. Die Nase glich einer Kartoffelknolle. Die kleinen Augen versteckten sich in den Höhlen unter den buschigen Augenbrauen. Der Mund war fleischig. Die kleine, aber kräftige Gestalt war mit einem weiten weißen Gewand bekleidet. Aus den dreiviertellangen Ärmeln ragten behaarte Arme. Im Vergleich zum Körper sah der Kopf unproportional groß aus.

Die Erscheinung des seltsamen Mannes erinnerte an ein Kind, das gleichzeitig alt war. Als er seine Augen auf mich richtete, bemerkte ich, wie traurig sein Blick war.

Die beiden anderen Gestalten, die neben ihm saßen, waren mir aus den Medien bekannt.

Zu seiner rechten Seite saß Elvis Presley.

Links wippte lässig Muddy Waters auf seinem Stuhl.

Gott musterte mich eine Weile, dann fragte er: „Welche Angelegenheit führt dich zu mir?“

Ich muss gestehen, ich war nicht vorbereitet, Gott als eine so komische Gestalt anzutreffen. Trotzdem, ein mulmiges Gefühl bemächtigte sich meines Magens, schließlich stand ich vor Gott, dem Schöpfer der Welt.

„Gott!“, rief ich. Um meinen Worten mehr Gewicht zu geben, hob ich den Zeigefinger. „Du hast

die Welt gemacht, die ungerecht und voller Elend ist, wo die Menschen nur Opfer sind. Gott, ich frage dich, warum hast du die Welt so beschissen erschaffen?“

Unerwartet unterbrach mich Gott: „Weißt du eigentlich, wie ich die Welt erschaffen habe? Also hör zu! Bevor ich die Welt erschaffen hatte, war nur ich, GOTT, das Einzige, was war. Es existierte nichts außer mir. Nichts ... verstehst du? Nichts ... Absolut nichts!“

Gott sah mich mit seinen kleinen forschenden Augen an und fuhr fort: „Deshalb musste ich mich als erstes zurückziehen, kleiner machen um dem Leben Platz zu schaffen. Und ich sah alles an, und es war gut so.“

Gott verstummte, als ob er über etwas nachdenken würde, dann sagte er: „Ihr Menschen glaubt, dass Glück etwas mit Besitz zu tun hat. Aber oft liegt das Glück im Verzicht und im Geben.“

Bei euch besitzt der eine ein Haus. Sein Nachbar wird angespornt, ein größeres Haus zu bauen. Der Neid treibt die Menschen an, alles anzuhäufen: Geld, Ruhm, Macht.

Es fängt ja schon bei den Kindern an. Man überschüttet sie mit den eigenen Überzeugungen und Glaubenssätzen, anstatt, dass man sich zurücknimmt und ihnen freien Raum zur Entwicklung gibt.

Ein Gärtner, der seine Pflanzen liebt, achtet darauf, ihnen genug Platz zum Wachsen zu lassen. Ihr Menschen aber neigt dazu, Euer Ego in den Mittelpunkt zu stellen. Und wenn ihr nicht zur Geltung kommt, fühlt ihr euch benachteiligt und als Opfer.“

Während Gott so sprach, summte Muddy Waters eine Blues-Melodie und Elvis stimmte vergnügt ein. Die beiden Stimmen ergänzten sich.

Eine Hand rüttelte mich wach. Ich öffnete die Augen. Ich saß in der Kneipe an der Theke bei Martin.

„Hey, Alter, was ist los?“ fragte er mich amüsiert.

„Mein Gott! Bin ich eingeschlafen?“, reagierte ich überrascht.

„Ja!“, sagte Martin und musterte mich belustigt. „Alles in Ordnung?“

Ich nickte. Langsam kam ich zu mir und sagte: „Du wirst mir nicht glauben, wo ich heute war und vor allem, mit wem ich gesprochen habe.“

„Spuck's aus, Alter“, sagte Martin beiläufig, während er ein großes Bier ausschenkte. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte.

Er schaute mich misstrauisch an und warf einen kurzen Blick auf das Bierglas, das neben mir auf der Theke stand: „Jacko, du hast heute Abend nur zwei Glas Bier in dich reingeschüttet. Hast du noch anderes Zeug genommen?“

„Nein, Mann!“, sagte ich gekränkt.

Er studierte mich mit seinen Augen einen Moment, während er sich am Hinterkopf kratzte und sagte schließlich verlegen: „Na ja. Der Gedanke, sich zurückzuziehen, macht schon einen Sinn. Aber dein Gespräch mit Gott, da weiß ich nicht.“

Dann drehte er sich um und wühlte für eine Weile in einer Schublade. Endlich holte er eine alte, verstaubte CD heraus. „Hier habe ich's“, sagte er triumphierend. Er hielt in der Hand eine

Muddy-Waters-CD. Dann legte er die Scheibe in den CD-Player ein, und man hörte den alten Mann spielen. Wir schwiegen und folgten den Rhythmen. Meine Blicke streiften durch die Kneipe. Ich stellte fest, dass auch die anderen Besucher still wurden und zuhörten. Muddy Waters Gesang verbreitete sich im Raum und die Menschen ließen die Musik in ihre Herzen hineinströmen ...

*Had a sweet little girl,
I lose my baby, boy ain't that bad.
You can't spend what you ain't got,
you can't lose some little girl you ain't never had.*

*Had money in the bank,
I got busted, people ain't that bad.
You can't spend what you ain't got,*

Ain't that the truth boys.

Have mercy!

*Muddy Waters
aus dem Song:
„You Can't Lose What You Never Had“, 1964*

Der Seiltänzer



*Lass den Zweifel zu deinem Freund werden.
Lass ihn wie einen Schatten
dich begleiten.*

*Folge seinem Pfad.
Durch seine Wege wirst du
die Mannigfaltigkeit
des Lebens entdecken.*

*Er wird in dir
die Neugier wecken,
Fragen erneut zu stellen.*

*Hüte dich aber
vor dem Labyrinth
der Verzweiflung.*

So mach den Zweifel zu deinem Freund.